

Anmerkungen zu einem Aufsatz über Wissensarbeit im Innovationsprozess

Axel Popp, Potsdam

Version vom 16.04.2014

Bemerkungen zum Aufsatz¹

Frank Fuchs-Kittowski, Klaus Fuchs-Kittowski: *Web 2.0. zur Unterstützung der Wissensarbeit im Innovationsprozess - Soziale Kognition im Prozess der Kooperation zur Erhöhung der Chancen für Innovation*. Erscheint in einem Sammelband im Trafo-Verlag 2014.

Die Arbeit behandelt ein interessantes Thema der Verbindung von innovativer Forschungsarbeit mit neuen technischen Möglichkeiten der IK-Technologien.

Es werden neue technische Möglichkeiten gezeigt, die sich effektiv nutzen lassen, zu einer Unterstützung und Förderung kreativer Forschungsarbeit. Allgemein ist die Darstellung merkwürdig getrennt in zwei Bereiche. In einem ersten Teil (so etwa bis Seite 15) wird relativ kritiklos argumentiert aus aktueller Managementsicht. Da wird Social Media begrüßt als ein neues Medium zu einer Steigerung der Innovationsergebnisse. Hier frage ich ganz betont nach dem Begriffsinhalt und dem Verständnis des angelsächsischen „Social“. So wie ich das immer lese, verstehen die meisten Autoren das in dem Sinne, dass man mit dem Internet nun vielfältigste Kontakte zu verschiedensten Nutzern und Institutionen knüpfen kann, um Informationen und Daten auszutauschen.

Damit wird aber überhaupt nicht der Begriffsinhalt soziologischer und ökonomischer Art erfasst, wie „sozial“ in unserem Sprachraum meist interpretiert wird. Es wird dann relativ schnell weiter verkürzt auf die technischen Aspekte der Gestaltung der Internetverbindungen. Begreift man das aber mehr als ein neues gesellschaftliches Moment, dann entstehen Fragen, wie können *alle* Menschen Zugang zu dem Internet bekommen (keine Zugangsbarrieren), wie ist dabei die Unabhängigkeit und die Freiheit der Teilnehmer gesichert, Datenschutz und Datensicherheit, Verhinderung von Datenspionage, Verhinderung von Manipulation, um nur einige Aspekte zu nennen. Es wird auch überhaupt nicht reflektiert, dass dieses soziale Gebilde Gesellschaft in sich gespalten und widersprüchlich ist durch die unterschiedlichen Interessen, die von verschiedenen Akteuren verfolgt werden.

Dann ist auch der Begriff einer „sozialen Innovation“ zu hinterfragen. Der Begriff „Innovation“ wird im Sinne von Schumpeter aufgegriffen. Das kann nicht ohne Kritik bleiben. Ich verstehe Innovation als ein Tripel $B - L - R$ mit B – gesellschaftlich notwendiger Bedarf; L – wissenschaftlich-technische Lösung und R – verfügbare Ressourcen. Erst wenn alle drei

¹Vorabdruck unter <http://www.informatik.uni-leipzig.de/~graebe/Texte/Fuchs-14.pdf>.

Momente sinnvoll erfüllt sind, kann man von einer Innovation sprechen. Eine wissenschaftliche Lösung, eine Erfindung oder Invention ist noch keine Innovation. Entscheidend ist die Ausrichtung auf ein gesellschaftliches Bedürfnis und ob danach auch die erforderlichen materiellen und finanziellen Ressourcen bereitgestellt werden können. Nicht wenige Innovationen müssen verhindert werden, so für militärische Zwecke, weiter Innovationen, die nur einem Wachstumszwang des Kapitals geschuldet sind, die vordergründig zuerst auf Gewinnsteigerung ausgerichtet sind oder einer Übernutzung von Naturpotentialen nach sich ziehen.

Solche kritischen Wertungen liest man ab den Seiten 15/16 in einem zweiten Teil. Da wird kritisch angemerkt, dass man Wissen als Ware (S. 15) vermarkten möchte, dass es einen humanen Auftrag von Wissenschaft gäbe oder dass Wissenschaftler eine Verantwortung hätten (S. 23, warum nicht auch die anderen Gesellschaftsmitglieder?) es wird eine nachhaltige Wissensgesellschaft (S. 27), ja sogar eine progressive Gesellschaftskonzeption (S. 27) gefordert. Nach meiner Auffassung hätte diese kritische Sicht von Anfang an im Text deutlich werden müssen.

Man findet verschiedentlich Zuschreibungen zu Gesellschaft, hier nun eine „Wissensgesellschaft“. Ist das gerechtfertigt? Wie sind denn die einzelnen Gesellschaftsmitglieder in den Prozess der Wissenserzeugung eingebunden? Und dann auch noch „demokratisch“? Bräuchten wir nicht eine demokratische Mitentscheidung über Innovationen in „Beschaffungs- und Absatzmärkten“?

Wie kann denn eine Open-Innovation-Strategie bei so gegensätzlichen Interessen praktisch funktionieren? Es kann ja sein, dass es gute technische Möglichkeiten zu einer Vernetzung auch mit externen Experten gibt, aber werden denn alle Beteiligten angemessen an den Gewinnen partizipieren können? Und wäre es dann auch noch im Interesse der gesamten Gesellschaft?

Im ersten Teil wird nur positiv über die neuen technischen Möglichkeiten reflektiert. Ein dabei nicht unwichtiges Thema ist die Forschungsarbeit in Gruppen. Die möglichen kreativen Abläufe in Gruppen sind komplizierter als es angedeutet wird. Nicht selten kann die Kreativität in und durch eine Gruppe auch behindert, ja verhindert werden. Ein Gruppenkonsens kann zur Mittelmäßigkeit tendieren und kann abweichende Meinungen unterdrücken. Die Wahrheit entscheidet sich nicht über eine „demokratische“ Mehrheitsmeinung.

Facebook und Twitter werden positiv beworben und die letzten Missbrauchsfälle dieser Medien durch die NSA bis zu einer Industrie- und Werkspionage sind ausgeblendet. „Producersage“ – ja schön, aber warum sollte ich mich als Konsument beteiligen, um die Gewinne eines „fremden“ Unternehmens zu steigern?

Einige Fachbegriffe sollten erklärt werden: „Enabler“ (S. 5), „Enterprise 2.0“ (S. 5), der „Social Software Tetraeder“ (S. 8), „SECI-Modell“ (S. 9), „Tagging“, „RSS-Feeds“ (S. 14)

Bei den „Strategien des Wissensmanagements“ (Tabelle S. 10) ist nach meiner Meinung die Darstellung zu technokratisch. Besonders die „Sozialisierungsstrategie“ erscheint in ihrer Darlegung zu oberflächlich. Die eigentlichen Konflikte und Probleme werden so nicht erfasst. Aus unterschiedlichen Interessen, ja Widerständen in der kapitalistischen Gesellschaft können solche Prozesse auch verhindert werden.

Unter welchen Bedingungen sollte denn eine Person ihr Wissen einer Organisation zugänglich machen? (S. 11) Trotz erweiterter IK-Unterstützung und Abbildung wird nach wie vor der wesentliche Teil des kreativen Prozesses und gerade die dynamischen Momente Intuition, Ideengenerierung, Hypothesenbildung sich in den Gehirnen der jeweiligen Forscher vollziehen. Es

ist offenbar, dass computerunterstützte Gruppenarbeit (CSCW) mit den vorliegenden Lösungen ein Ansatzpunkt sein kann, um dies auf Gruppenarbeit in der Forschung zu erweitern (S. 13). Gruppenarbeit in der Forschung verlangt nicht eine allgemeine Erweiterung um soziale Beziehungen, sondern es ist eine spezielle Kooperation im Bereich kreativer Problemlösung zur Aufdeckung fehlender bzw. nicht in sich konsistenter Wissensbestandteile (z.B. das Formulieren von Hypothesen, das Auflösen und Neusetzen von logischen und/oder dialektischen Widersprüchen). Es ist eine Gruppenkooperation besonderer Art. Der weiter eingeführte Begriff eines „überindividuellen Akteurs“ (S. 14) sollte tiefer ausgelotet werden, um so konkreter Möglichkeiten einer Unterstützung von Einzelaktivitäten durch IK-Techniken dafür aufzufinden.

Kritisch bleibt die Managersicht auf den Prozess der Wissenserzeugung und die damit verbundenen Bestrebungen einer Fremdbestimmung (S. 15). Die genannten Gefahren sind real und finden u.a. ihren Ausdruck in „Reformen“ der universitären Ausbildung (Bologna-Prozess) einer Ausrichtung der Studieninhalte auf „verwertbares“ Wissen. Freiheit der Forschung war einst ein wichtiger Aspekt bei der Bestimmung von Forschungszielen. Ein Konzept „PPP in der Forschung“ (S. 16) mag ein neuer Ansatz für Finanzierung von Forschungsarbeit sein. Erfahrungen mit PPP im öffentlichen, kommunalen Bereich zeigen aber, dass letztlich private Kapitalgeber dominieren (abgesehen von einer geschickten Möglichkeit die Schuldenbremse öffentlicher Haushalte zu umgehen). Unbedingt ist die Ambivalenz zwischen dem offenen Charakter des Welt-Wissens und den Tendenzen einer Kommerzialisierung durch den Einsatz neuer technischer Mittel zur Speicherung und Übertragung von Informationen und Daten zu unterstreichen (S. 18–20). Die Open Source-Bewegung (S. 20–22) zeigt einen interessanten Gegenentwurf, wie „offene“ Software den Zugang für alle und den Charakter des Wissens als Allgemeingut sichern hilft.

Den Ausführungen zum humanistischen Denken (S. 23–27) kann man vorbehaltlos zustimmen. Wie aber schon eingangs bemerkt, stehen diese Gedanken in einem gewissen Gegensatz zu den einleitenden Abschnitten, die nur die Managersicht auf das Thema wiedergeben.

Insgesamt ein wichtiges Thema, was auch weiter in der Diskussion bleiben wird.